

Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 30. März 1900.

Jahrgang 20. No. 30

Wissenschaft und Gewerbe.

„Eine bewohnte Welt?“

Von Bruno S. Wügel.

Es ist nicht selten, zu denken, daß dunkle Gesteinsfelsen, auf dem wir unendlichen Meer des Weltens, um die Sonne fahren, von ferne einen Stern gleich den übrigen ist, ein verblüffendes Lichtpunkt, das vom Planeten Saturn aus um etwa 200 Millionen Meilen von hier entfernt — schon gar nicht bemerkbar ist? Sollte man glauben, daß Fels und Meer, Wald und Feld, daß die Menschheit mit all ihren Himmelsstürmen, mit ihrem Reichtum und Jubel, in jenen unendlichen Weltgebäuden nicht ein so viel Bemerkenswerthes zeigt, als ein Glückwünschender, dessen Glück wir im abendlichen Wald schimmern sehen? Und doch ist es so, unsere Erde ist im Verhältnis nicht mehr ein Wassertropfen im Ocean, in dem sich eine Schaar lebender Wesen sammeln, lieben und hassen, ist ein Speichel im uralten Sternesfüßlein der Welt.

Da drängt sich uns eine Frage auf: Ist es die Erde allein, dieses blinde, stumme, das im Himmelszelt über der Welt ebenso nichts sagend liegt wie jene an unserem Firmament, die einen Berge, oder ringt und wehrt auch dort eine intelligente Menschheit?

Denn, es gab einmal eine Zeit, daß die Menschheit in seiner Lebenswürdigkeit, in seiner Bewohnbarkeit — der einzigen Welt wie ihm deuchte — war, und betrachtete die Sterne in der niedrigen Verzerrung, die zu seiner Aufklärung am Himmelsbogen beizugab. Als aber die Astronomen sahen, daß viele jener „Sternen“ so hell wie die Erde selbst neben ihnen keine größere Rolle spielten, als die Mäute neben den Elefanten, daß nur einige von ihnen allerlei Dinge ihrer leuchtenden Scheibe zeigten, man irdischen Dingen vergleichen konnte, da mußte man wohl oder übel annehmen, daß es doch anderwärts gibt, wo sich eine damalige Schulweisheit nichts träumen ließ.

Den aber die Sternkundigen, die in den letzten Jahren, die mit ihren Ferngläsern in ganz unbeschreibliche Fernen zu sehen vermögen, wirklich schon Weltkörper entdeckt, auf deren Oberfläche Leben waltet? Ja, das ist eine etwas heikle Frage, die man mit Ja und auch mit Nein beantworten kann, je nachdem auf welchem Standpunkt man sich stellt. Der Mann der Wissenschaft behauptet nur das, was er beweisen kann; wohl vermutet er auf Grund gemachter Beobachtungen manches, ja glaubt gar ganz fest daran, aber — er behauptet es nicht öffentlich. Jener Stern, von dem ich heute erzählen will, ist vor allen anderen Gestirnen „verdächtig“, ein lebendiges Wesen auf der Erde zu sein, und ich könnte mehrere Beispiele von ihm nennen, die ganz fest daran glauben, daß dieser Himmelskörper von hochentwickelten Wesen bewohnt ist.

Jener rötlich funkelnde Stern, den wir zur Zeit bei Eintritt der Dunkelheit im Westen leuchten sehen, ist es, den wir heute betrachten wollen, es ist der Planet Mars, ein naher Verwandter unserer Erde, gleich ihr ein Kind der Sonne, die er in 687 Tagen einmal umkreist, also fast noch einmal so lange Zeit zu seiner zweiten Reise braucht als die Erde. Von der Sonne bis zum Mars ist es nun schon ein gutes Stück weiter als bis zur Erde, 10 Millionen Meilen müssen wir noch von der Erde aus wandern, um die Bahn des Mars zu erreichen, denn 30 Millionen Meilen trennen diesen Bruder der Erde vom glühenden Sonnenball.

Da tollt er nun in seiner langen, einsamen Fahrt, und hat doch fast zwei Tage zu wandern, obwohl er in jeder Stunde 4 Meilen durchläuft, und kommt denn zuweilen seiner Nachbarin der Erde ziemlich nahe; — dieses „Nahe“ ist allerdings ein astronomischer Begriff, denn im günstigsten Fall ist es immer noch 77 Millionen Meilen, der der Astronom, dessen Elle etwas länger ist als die gewöhnlichen Sternkundigen, wartet mit Schrecken auf die Annäherung, denn es ist ja ohne Zweifel verhängnisvoll, daß dann die Oberfläche dieser fernen Welt ganz besonders heftig zu beobachten ist.

Man erkennt man sofort seine Kugelgestalt, er ist gleich der Erde ein fester Ball, denn eine unsichtbare Kraft dort oben in nie endendem Zielstanz dreht. Aber dieser Planet ist doch bedeutend kleiner als die Erde, etwa 908 Meilen mit der Pol zu Pol, während die Erde — allgemein bekannt — 1713 Meilen Durchmesser hat. Nun, neunhundert Meilen sind ja keine Kleinigkeit, und wenn die — eventuelle — Bewohner eben so kampftüchtig wie ihre irdischen Brüder, so hätte sie genügend Gelegenheit, sich in einiger Meilen Land in den weiten, weiten, weiten Welt zu bewegen zu liegen. Der Verhältnis-

mäßig geringen Entfernung dieses interplanetarischen Wohnsitz haben wir es zu verdanken, daß wir seine Oberfläche gut studieren können, und nur die Oberfläche des Mondes ist uns noch genauer bekannt.

Der Mars ist stets das Objekt eingehender Beobachtungen gewesen. Seine gelblich-rote gefärbte Oberfläche wechelt mit dunkelgrauen ab, ihre Gestalt ist im Großen und Ganzen unveränderlich. Eine ebene Fläche — also auch eine Wasserfläche — erscheint, aus großer Entfernung betrachtet, stets dunkler als ein taubes, gebirgiges Land, man hat daher aus diesem sowie manchem andern Grunde die Überzeugung gewonnen, daß diese dunklen Flecke auf Mars große Seen und Meere sind. Auch Halbinseln und Inseln beobachtet man, und oftmals erscheinen dieselben monatelang verwaschen und verlieren ihre gelbliche

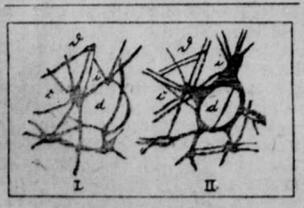


Mars.

Färbung, um die der Meere anzunehmen.

Diese merkwürdigen Veränderungen zwingen zu der Annahme, daß sie — ähnlich den niedrigen Vegetationen unserer Meere — zuweilen von der höher steigenden Fluth der Ozeane überflutet werden. Auch in vielen anderen Beziehungen gleicht dieses Pendant unserer Erde derselben; an den beiden Polen des Mars bemerkt schon 1784 der berühmte John Herschel blendend weiße Flächen, die er für Eis- und Schneeflächen ähnlich der großen Eiswüsten unserer Polarregionen hielt, und diese seine Ansicht ist auch die heutiger Astronomen.

In der That, wie soll man es sich erklären, daß diese weißen Rappen des Planeten immer kleiner und kleiner werden, je höher die Sonne über diese Gegenden steigt, d. h. wenn die betreffende Mars-Halbkugel Sommer hat, welchem Umstande soll man es zuschreiben, daß sich zu dieser Zeit der Schneeschmelze um die schwindende Eisregion dunkle Partien lagern und immer mehr an Ausdehnung gewinnen. Es ist all dieses sofort klar, wenn man die erwähnten Gegenden für Eismassen erklärt; die höher steigende Sonne bedingt eine Temperaturzunahme, die Eismassen und Schneeregionen immer schmelzen, und die aus der festesten Unbeweglichkeit befreiten Wassermassen strömen nun den Meeren zu, wir erkennen an jenen dunklen Konturen, die sich um das Polargebiet lagern, diese Schmelzwasser.

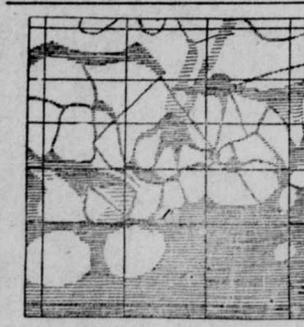


Mars-Landschaft. Githium.

Es ist von vielen Beobachtern bestätigt worden, daß der Mars wie die Erde von einer Luftschicht umgeben ist, die zwar bedeutend dünner und reicher an Wasserdampf ist, als die, in der wir atmen, in der aber wie im Dunstkreis unserer Welt, Wolken und Nebel auftreten, von Stürmen über die Lande gejagt. Der Mailänder Astronom Schiaparelli, der bedeutendste aller Marsforscher, hat — wie er sagt — oftmals schnell eintretende Trübungen mancher Marslandschaften beobachtet, Wolken schienen über diesen Gegenden zu stehen, und diese Vermuthung wurde dadurch auf das Ueberausendste bestätigt, daß nach einiger Zeit — als die Schleier mehr und mehr sich lichten, und das Land wieder durchscheinen ließen, eben dieses eine weiße Färbung angenommen hatte, die die Vermuthung nahe legt, daß beträchtliche Schneefälle, die ihren Ausgangspunkt in jenen Wolken hatten, hier vor den Augen des Beobachters stattfanden.

Wenn Sie — meine geneigten Leser — die beigegebene Marskarte betrachten, so werden Sie gewiß über die vielen Details staunen, die wir von der Oberfläche unserer Gegenden kennen; man darf nun beileibe nicht denken, daß die auf dieser Karte verzeichneten Dinge allezeit sichtbar sind, sondern muß bedenken, daß jahrzehntelange Beobachtungen nötig waren, um diese Karte zu entwerfen. Wenn Sie — meine Verehrtesten — einmal eine Sternkarte besichtigen und auch den Planeten Mars zu sehen bekommen, so werden Sie die Astronomen, die auf der rötlichen Scheibe unserer Nachbarwelt alles mögliche sehen, für arg Prachler halten, denn Ihnen zeigen sich nur einige schattige Konturen. Ja, das astronomische Sehen will gelernt sein, und wer mit den gläsernen Riesenaugen der Sternkundigen nicht vertraut ist, der wird sehr enttäuscht sein, wenn er herzlich wenig sieht.

Was man unter günstigen Umständen sehen kann auf dieser Planetenscheibe, zeigt die beigegebene Zeichnung, die der Verfasser am großen Fernrohr der Urania Sternwarte in Berlin ausführt. Man hat die Meere, Seen und Länder des Mars mit Namen besetzt und spricht von einem Meer „Cimmerium“, einer Insel „Hellas“, einer Landzunge „Hesperia“ u. s. w. Auf der zuletzt erwähnten Marszeichnung bemerken wir links am Rand eine hellere Gegend von dunklem Saum umgeben, es ist die von allen Seiten von kleineren Gewässern umgebenen Landzunge „Githium“, die schmale helle Landzunge darüber „Hesperia“ genannt, trennt zwei große Meere „Cimmerium“ und „Tyrhenum“ von einander, und die ganz dunkle Kontur rechts, an Gestalt Südamerika gähnend, ist die „große Spalte“, ein mächtiger Meerbusen. Sehr auffallend ist es, daß eben jener rüchliche Fled links — die Landzunge Githium — an Heiligkeit der unten befindlichen Eisplatte nicht nachstand, es



Mars des Mars.

ist offenbar anzunehmen, daß diese in Aquatorgegend des Mars gelegene Gegend sehr gebirgig ist und von hohen Landrücken durchzogen wird, auf denen zur Zeit, als diese Zeichnung genommen wurde, starke Schneemassen lagerten, denn zu anderen Zeiten ist die Gegend durchaus nicht auffällig hell.

Sind die bisher erwähnten Eigenthümlichkeiten des Mars schon von hohem Interesse, und bewirkten sie schon, daß sich die Welt mit Spannung der immer eingehendere Details ergebenden Marsforschung zuwandten, so stieg die Bewunderung ganz bedeutend, als in den siebziger Jahren aus dem sonnigen Italien die seltsame Nachricht kam, daß der Astronom der Mailänder Sternwarte, Schiaparelli, auf der Marskarte ein weitverzweigtes Netz schurigerer Linien entdeckt habe, die so außerordentlich regelmäßig und gewissermaßen gesetzmäßig angeordnet seien, daß es kaum wahrscheinlich sei, in ihnen Objekte einer Naturarbeit vor sich zu haben.

Das war nun allerdings eine gar wunderbare Entdeckung, und in der ersten Zeit war man geneigt, zu glauben, daß sich der italienische Gelehrte getäuscht habe, denn andere Beobachter hatten mit weit kräftigeren Fernrohren nichts von jenen dunklen Linien gesehen. Aber bald wurde auch auf anderen Sternwarten diese Entdeckung bestätigt, und seitdem haben sich einige Astronomen — fast ausschließlich mit der Erforschung dieses Planeten beschäftigt; daß in allen, die sich mit ihm befassen, eine gewisse Meinung aufgenommen läßt, daß hier die ersten Spuren einer außerirdischen Intelligenz aus jenen entlegenen Räumen zu uns herüberleuchten.

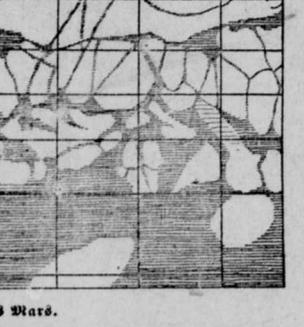
Schiaparelli hat jenen dunklen Linien den Namen „Kanäle“ gegeben, denn ihre ganze Gestalt und Anlage macht sie unserer irdischen künstlichen Wasserströme ähnlich, ob es aber

wirklich Werte menschlicher Intelligenz und Thätigkeit sind — das ist heute noch eine offene Frage.

Was sind aber nun diese sogenannten Kanäle für Dinge, so fragen wir uns, kann man nicht an ihren Eigenthümlichkeiten ihre Natur erkennen? Vor allen Dingen ist es die schon oben erwähnte regelmäßige Anordnung dieser dunklen Linien, die zum Denken Veranlassung giebt, sie gehen zumeist von großen Seen aus, laufen in gerader Linie oft 500 Meilen lang und 8 bis 12 Meilen breit, ohne die geringste Biegung; auf ihrem Lauf werden sie von anderen dieser wunderbaren Verbindungsstreifen in ganz bestimmten Winkeln geschnitten. Sie verbinden die großen Meere mit den im Inneren der Länder juridischen Binnenseen, zu weiten laufen 4—6 von ihnen in einem Punkt zusammen, bilden einen großen See, und ziehen am jenseitigen Ufer weiter.

Kanäle sind jene Linien nicht, denn es fehlt ihnen der schlangentartig gewundene Lauf, und wer wollte erklären, wie sie Strecken von der Länge des Meeres Chicago—St. Francisco wie mit dem Lineal gezogen durchziehen. Nein, nach einem genialen Plan angelegte Wasserstraßen scheinen es zu sein, immer auf geradem, kürzestem Wege das Innere der Kontinente mit dem Meere verbindend, Bauwerke, die keine künstlichen, keine Reichsgrenzen kennen, Bauwerke, die um eine ganze Welt herumlaufen, gigantische Bänder einer ungeheuren internationalen Gemeinschaft, die eingesehene hat, daß Großes nur durch die Grenzpfähle, die da den Mensch vom Menschen scheiden, gehindert werden kann. Eine Gemeinschaft, die ihre irdischen Brüder — welche in steter Fehde um einige Parzellen des Sternes, den ihnen die Vorlesung angewiesen hat, an ihren engen Grenzen hell machen — weit, weit voraus ist.

Aber leider ist es heute nur eine kühne Vermuthung, die uns in den



Mars des Mars.

Marskanälen wirkliche menschliche Bauten erkennen läßt; die kolossale Länge und Breite dieser Phänomene macht es unwahrscheinlich, daß sie das Werk menschlicher Kraft seien. Und doch, muß die Kultur auf diesem Planeten, der Milliarden Jahre früher war, Leben auf seiner Oberfläche zu tragen als die Erde, nicht unendlich viel höher stehen als hier auf dem — wie unsere Forschung anzunehmen Grund hat — unbereiflich lange Zeiträume später bewohnbaren Erdball? Können die Baumeister und Ingenieure jener Welt in ihrer Kunst nicht fortgeschrittener sein als hier, so daß ihnen solche Riesenwerke möglich sind? Alles dies ist möglich, ist zwar nicht zu beweisen, aber — auch nicht zu bestreiten.

Ein neues Wunder meldete Schiaparelli im Jahre 1882; viele dieser Kanäle erschienen plötzlich verdoppelt, neben dem alten bekannten Kanal lief in geringem Abstand ein zweiter einher, der wie ein Spiegelbild alle Eigenthümlichkeiten des ersten zeigte, und beide zogen wie die Schienen eines Bahngleises durch die Landschaft. Wieder ein neues Räthsel, das durch die Schnelligkeit des Erscheinens und Verschwindens dieses Vorganges noch mysteriöser ist. Diese Verdoppelungen scheinen mit den Jahreszeiten in Zusammenhang zu stehen, scheinen aufzutreten, wenn die Schnee- und Eisschmelze in den Polarregionen dieser Welt beginnt, wenn die alten Kanäle die das Land überschwemmenden Flüssen nicht zu fassen vermögen.

Mit einer gewissen Berechtigung kann man sagen, daß solche Kanalanlagen eine Forderung der auf Mars herrschende Verhältnisse sind; da die Atmosphäre der Planeten sehr dünn ist, so werden Regengüsse dort nur selten eintreten, und wie der Neopht mit Entzückung der Nil-Überfluthung anbeugt, die sein Land in einen fruchtbaren Garten verandelt, so mag dem Marsbewohner der Eintritt

des Schmelzwassers ein feierlicher Moment sein, und seiner Kanäle — die er vielleicht zu bestimmten Zeiten schließt, damit die Wasser das Land überfluthen und fruchtbar machen — mögen ihn ebenso heilig sein wie den Söhnen Aegyptens der Nil.

Die Verdoppelung der Kanäle — die, wie aus der beigegebenen Zeichnung zu ersehen, die Landschaft ganz veränderte, ist heute noch ein ungelöstes Räthsel. Ein um die Popularisierung der Naturwissenschaften hochverdienter Mann, der Astronom Dr. W. W. Meyer, hat diesbezüglich einmal eine Ansicht ausgesprochen, die sehr interessant ist; den eigentlichen Kanal — so meint der Genannte — können wir nicht sehen, denn er ist so schmal, daß er sich unseren Blicken entzieht, sind jedoch seine beiden Ufer durch die von ihm ausgehenden Gewässer überschwemmt und in fruchtbaren Boden verandelt, so wird auf ihnen eine üppige Vegetation stattfinden, die wir als dunkle, längs dem Kanal ziehende Streifen erkennen, getrennt von dem eigentlichen Kanal.

Auf diese Weise ist ja allerdings das Phänomen der Verdoppelung erklärt, und warum sollten wir daran zweifeln, daß es auf jener Welt teimt und reift, grün und blüht? Wir würden wieder in den mittelalterlichen Wahn zurückverfallen, wollten wir diese Möglichkeit bestreiten. Mehrfach sind grüne Färbungen großer Gebiete der Marskarte beobachtet worden, die man für den Reflex mächtiger Waldungen halten kann, warum nicht eine Erscheinung durch nahegelegene Bergkette erklären, die man sonst kaum erklären könnte! — Man wird sich erinnern, daß vor einigen Jahren die Tageszeitungen berichteten, eine Dame habe der Pariser Akademie der Wissenschaften 100,000 Francs überreicht, die dem zufallen sollten, der einen sicheren Beweis dafür überbringt, daß intelligente Wesen den Mars bevölkern, aber auch verwendet werden sollen, um durch Lichtsignale etc. mit den Marsbewohnern in Verbindung zu treten.

Als nun im Juli 1890 auf der Vidian Sternwarte die Beobachtung gemacht wurde, daß ein hellglänzender Fleck am Rande des Planeten sichtbar sei, der als kleiner Höder am Rande des Gestirns haftete, glaubte man schon, daß die Marsbewohner uns zuorontommen wollten und etwa einen Witz — ihren Erdenbrüdern zuliebe — in Brand geschickt hätten, jedoch ist es wahrscheinlich, daß es nicht ein so kostspieliges Feuerwerk war, das bis zu uns herüber leuchtete, sondern daß dieser helle Reflex der hohen Gebirgsgebirge herrschte, die damals — mit Schnee bedeckt — im hellen Sonnenschein glänzten.

Erwähnt sei noch, daß der Mars von zwei kleinen Monden umkreist wird, die wohl die kleinsten Körper unseres Sonnensystems sind und 1877 entdeckt wurden; der größte von ihnen hat 54 Meilen im Durchmesser und man könnte diese kleine Welt umsetzen, ohne mehr Strapazen zu erleiden als bei einer Landpartie. Die Entfernung dieser Miniatur-Weltkörper vom Mars ist so gering, daß eine Reise von ihm bis zum Mars nicht mehr bedeuten wird, als eine Reise von Europa nach Amerika. Natürlich erscheinen sie vom Mars aus nur als helle Sterne und tragen zur Erleuchtung der Marsnähe herzlich wenig bei, — vielleicht zum Bedauern des löblichen Magisters einer Marsstadt.

So haben wir denn in jenem Planeten eine Welt kennen gelernt, die der unseren sehr ähnlich ist; Wasser und Luft, Wolken und Schnee, Gebirge, Länder und Meere hat uns das Fernrohr erkennen lassen, und viele Phänomene zwingen fast zu der Annahme, daß auch dort Flora, die Götter der bunten Pracht, ihr Reich aufgeschlagen hat. Noch sind wir im Zweifel, ob auch dort der Mensch mit seinen Freunden, seinen Leiden und jener ewigen Geißel, die wir „Soziale Frage“ nennen, lebt. Vielleicht ja; vielleicht aber hat er dort früher einmal gelebt, und jenes kimmernde Sternchen, das uns so kühnen Träumereien verleitet, ist eine Ruine, aus deren Trümmern wir unsere Zukunft lesen könnten.

Der Name Hero von Mexanbrien geföhrt ohne Zweifel in dem Chöre der Gelehrten des Alterthums zu den berühmtesten, aber was dieser Mann eigentlich für die Wissenschaft geleistet hat, war bisher noch einermassen unklar. Unsere wiskbegierige Jugend, die sich mit der Nachahmung von mancherlei kühnen physikalischen Experimenten abgiebt, steht mit dem alten Hero auf vertrautem Fuß, wie viel mehr aber würde sie für ihn begeistert sein, wenn

sie noch mehr von ihm wüßte und eine Ahnung davon hätte, daß sich keiner der hochbegabten Köpfe des Alterthums mehr mit der Schaffung von amüsantem Spielzeug abgegeben hat, als gerade Hero. Damit wäre die Bedeutung des Mannes freilich nicht erschöpft, denn auch manche ernste Anwendung haben seine Experimente gefunden. Es braucht nur an den Heronsball und den Heronsbrunnen erinnert zu werden, Apparate, deren Principien späterhin eine bedeutungsvolle Anwendung gefunden haben, und noch gegenwärtig bei mancher wichtigen Maschine die Hauptaufgabe übernehmen.

Wenn der Chemiker bei seinen Arbeiten die Spritzflasche benutzt, so könnte er vielleicht ab und zu des alten Hero gedenken, der mit dem nach ihm benannten Ball das erste Muster zu seinem unentbehrlichen Gerath geliefert hat. Bei den gewöhnlichen Feuerprühen kann der große geübte Windfessel als ein großer Heronsball angesehen werden und endlich kommt dieselbe Idee auch bei dem sogenannten Stochheber oder hydraulischen Widder zur Anwendung. Der Heronsball selbst besteht einfach in einem verschlossenen, zum größten Theile mit Wasser gefüllten Gefäße, aus dem die Flüssigkeit durch eine Steigerung des Luftdrucks durch eine bis fast auf den Boden reichende Röhre nach außen geschleudert wird.

Im Heronsbrunnen hat der erdübliche Mechaniker einen ähnlichen Apparat geschaffen, der jedoch einen noch mehr verblüffenden Eindruck macht, weil die dabei entstehende Fontäne sich lange Zeit selbstthätig unterhält. Auch diese geistvolle Spielerei hat nach zwei Jahrtausenden — Hero lebte etwa 200 Jahre vor Christi Geburt — eine praktische Ausnutzung zur Entwässerung von Betrütern gefunden.

Dies sind nun die einseitig berühmten und noch heute im Gebrauch befindlichen Schöpfungen Hero's. Was wir nach jenseitigen Leistungen erfahren, dient nicht sonderlich dazu, ihn im Lichte eines mit ganzem Ernst und um der Sache selbst willen arbeitenden Forschers erscheinen zu lassen. Seine bedeutendste Leistung, die ihm unbedingt zuzuerkennen ist, war die Lösung der Aufgabe, den Flächeninhalt eines Dreiecks aus dessen drei Seiten zu bestimmen. Wie das geschieht, lernt man noch heute überall auf den Schulen, ganz so, wie Hero es zuerst eracht hat. Damit ist es nun mit den Erfindungen, die von wesentlichen Folgen für die Entwicklung der Wissenschaft oder der Technik gewesen sind, zu Ende, denn über seine Versuche betreffs der Elasticität von Luft und Dampf besitzen nur unklare Nachrichten, die nicht erkennen lassen, inwiefern Hero das später von Robert Boyle 1660 gefundene und von Mariotte 1676 weiter ergänzte Gesetz bereits erkannt hatte.

Das größte Aufsehen hat Hero bei seinen Zeitgenossen und vielleicht noch einige Jahrhunderte nach seinem Tode durch seine automatische Apparate und Figuren erregt. Er ist ganz zweifellos einer der größten Theatermaschinenkünstler gewesen, die je gelebt haben.

Auf seinem automatischen Theater spielten sich ganze dramatische Handlungen ohne die directe Mitwirkung menschlicher Hände ab. In einer dieser automatischen Vorstellungen haben die staunenden Zuschauer, wie sich das Feuer auf dem Altare des Bacchus plötzlich von selbst entzündete, wie der Opferbecher Milch oder Wein in das heilige Feuer goß, und wie gleichzeitig eine Zahl von automatischen Figuren als Bachanten alle möglichen Sprünge ausführten. Bei einer anderen Gelegenheit wurde die Sage des Naubius, jenes Königs von Cübä, der aus Nachsucht wegen des an seinem Sohne verübten Mordes die aus Troja heimkehrenden Griechen durch ein Feuer nach den Klippengestirnen seines Inselreichs leitete, in einer Reihe von Szenen veranschaulicht. Man sah da die Abreise der griechischen Schiffe von der trojanischen Küste, dann entfiel vor den Augen der Zuschauer ein Sturm mit Blitz und Donner, es erschienen die Fackeln auf dem gefährlichen Vorgebirge, und schließlich gingen die Schiffe alle zu Grunde, klar schwimmt nach dem Scheitern seines Schiffes dem Lande zu, erleidet aber auf irrend eine von dem Bühnenmeister bevorzugte Weiße den Tod.

Solche Aufführungen wurden von Hero mittels einer verborgenen Mechanik inscenirt und müssen in der That bei dem Publicum einen geradezu verblüffenden Erfolg gehabt haben. Die heutige Wissenschaft wird vor der Bedeutung des Hero nicht gerade einen größeren Respekt bekommen, wenn sie durch die neuen Nachforschungen erfährt, daß er den größten Theil seines Lebens und seiner Arbeit solchem vergänglichem Tand gewidmet hat.

Die Schnelligkeit der Schnecke ist unläuglich in Florenz leicht sorgfältig beobachtet worden. Man setzte mehrere solche Mollusken nebeneinander an das Ende einer drei Meter langen „Nennbahn“ und ließ sie „laufen“. Dabei ergab sich, daß die schnellste Schnecke zur Zurücklegung eines Kilometer (gleich 0,62 Meilen) fast neun volle Tage brauchen würde.

Die Vermuthung der Rösche der Weltanschauung im Sublimationsnege hat begonnen und großartige Resultate für die Richtigkeitsrichtung erzielt. Das Quadratmeter wird mit wenigstens 1000 Francs bezahlt. So erreicht die Rösche ein einzelner Rösche, in denen Lebensmittel verkauft werden sollen, über 20,000 Francs, die kleineren, für Zeitungen und Blumen 4000 bis 6000 Francs. Es sollen sich trotz der hohen Preise 16,000 Bewerber gemeldet haben, unter denen eine Auswahl getroffen wurde.